

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 22 (1981)
Heft: 25

Artikel: Damals, im Grossen Vaterländischen
Autor: Tarsis, Valerij
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1094521>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Valerij Tarsis erinnert sich

Damals, im Grossen Vaterländischen

Zur sowjetischen Vergangenheit von Valerij Tarsis gehört es, dass er im 2. Weltkrieg als Offizier und Militärkorrespondent in der Roten Armee diente. Er war ab Juli 1941 an verschiedenen Fronten und wurde dreimal verwundet. Im Herbst 1944 wurde er zum Major befördert und erhielt den Orden des Vaterländischen Krieges. Hier schildert er – nicht ganz ordnungsgemäss –, wie er den Anfang erlebte.

Was keiner der sowjetischen Memoirenschreiber und Historiker festzuhalten wagte: Im Unterschied zur Führung erwarteten im Sommer 1941 grosse Teile der Bevölkerung in der UdSSR von einem Tag auf den andern Krieg. Sonst war ich für die Sommermonate stets auf die Krim oder in den Kaukasus gefahren; doch 1941 verzichtete ich darauf, überzeugt, es würde Krieg geben. Mein Freund Jurij Smolitsch, ein ukrainischer Schriftsteller, war den Sommer über auch regelmässig am Schwarzen Meer gewesen; nun schrieb er mir Mitte Mai, er bleibe zu Hause: man käme ja nicht mehr heim nach Kriegsausbruch.

Die Führung hingegen war nicht darauf eingestellt. Auf jenen Unglückssonntag, den 22. Juni 1941, entliess das Kommando der Sowjetarmee viele Piloten in Urlaub zu den Familien. Die Deutschen konnten fast die ganze Luftwaffe der UdSSR ungehindert in Flammen aufgehen lassen.

Die Radiorede des stellvertretenden Ministerpräsidenten Molotow an jenem Sonntagmorgen hörte ich in meinem Moskauer Zimmer. Sie



Major Tarsis (links vorne) während des Krieges mit Stabsoffizieren in Baku.

wurde natürlich auch über die Lautsprecheranlagen in allen wichtigeren Strassen der Stadt verbreitet.

Telefonisch aufgebeten, trafen sich noch am selben Vormittag die rund 200 Schriftsteller Moskaus zu einer Versammlung. Da gab es geschwollene patriotische Ansprachen zu hören. Interessanter waren die Kommentare in den Korridoren unseres Verbandsgebäudes. Ilja Ehrenburg etwa, der dann während des ganzen Krieges dröhnende vaterländische Artikel für

Die Marktweiber wussten, dass es Krieg geben würde. Bloss die Führer vertrauten auf ihren Bundesgenossen Hitler

die «Prawda» schrieb, sagte sinngemäss folgendes:

«Was wollt ihr denn, Kollegen? Ist doch völlig normal. Unsere sogenannten Errungenschaften stehen bloss auf dem Papier. Seit zwei Monaten gibt es in den Läden kaum Lebensmittel zu kaufen, und Seife schon gar keine mehr. Die Leute stehen bereits für Brot in Schlangen an. Warum sollte man erwarten, wir hätten uns auf den Krieg vorbereitet? Die Marktweiber freilich, die haben längst von Krieg geschwätzt.»

In diesem Sinn äusserten sich auch andere.

Ich hatte Freunde unter den Militärs, zwei von ihnen höhere Generäle. So wusste ich genau, dass die Sowjetführung nicht vorgesorgt hatte. Noch im Mai ärgerte sich ein General in der Akademie, wo wir Vorträge von Politoffizieren anhören mussten, über den Bluff:

«Jawohl», sagte er mir, «es stimmt, wir besitzen zahlenmässig mehr Panzer als die Deutschen; aber dass drei Viertel davon museumsreif sind, das hat der Referent nicht erwähnt!»

Als nun die Kriegshandlungen sich entfalteten, hatte ich sehr stark die Empfindung, dass unsere Leute nicht kämpfen wollten.

Jedermann wartete auf seinen Marschbefehl aus dem Wehrkommissariat; man hockte beisammen, trank eins, solange das möglich war. Während der Ausschank und Verkauf alkoholischer Getränke in Moskau sogleich nach Kriegs-

beginn eingestellt wurde, bekamen wir am Buffet im Schriftstellerhaus noch ein paar Tage lang unser Gläschen. Das Restaurant dieses Hauses servierte auf Karten ein Mittag- und ein Abendessen pro Person. Für alle Lebensmittel im offiziellen Handel wurden sofort Rationierungskarten ausgegeben. Angestellte bezogen 400 g Brot im Tag, Arbeiter 900 g. Fleisch gab es ein Pfund im Monat (und die Hälfte waren Knochen). Entsprechend blühte alsogleich der Schwarzhandel auf.

Wir fuhren im Frontgebiet umher und verfassten unsere Feuilletons

In allen Häusern formierten sich Brandschutzbrigaden, und weil bereits viele Leute die Hauptstadt verliessen, kamen wir Jüngeren hier zum Zuge. Mit einem Kollegen sass ich Nacht für Nacht auf dem Dach unseres Hauses, eines ehemaligen Hotels, um allfällige deutsche Brandbomben auf die Strasse hinunterzubefördern. Mein Haus erhielt keinen Treffer.

Am 7. Juli 1941 bekam ich dann mein Aufgebot als Berichterstatter der Armeezeitung «Sa Rodinu» («Fürs Vaterland»); ich hatte den Rang eines Ober-Politruks (bzw. Hauptmanns).

Mit der Bahn fuhr ich bis Wjasma. Dort fasste ich meine militärische Ausstattung einschliesslich eines schweren Nagantrevolvers. Die Züge fuhren ohnehin nicht weiter westlich, da die Strecke zerbombt war. Teils mit einem Armeepkw, teils zu Fuss fragte ich mich zur Redaktion in Posticha durch — eine Landkarte besass ich nicht. In diesem Dörfchen in der Nähe von Smolensk war unsere Armeezeitung in Unterkünften eingerichtet.

Wir fuhren im Frontgebiet herum und verfassten unsere Feuilletons. Einen meiner ersten Beiträge zur Zeitung verulkte deutsche Propaganda, die unser Funker aufgefangen hatte; es war ein Gedicht unter dem Titel «Enten an Goebbels-Sauce», das grossen Anklang fand.

Unsere Redaktion wechselte mit der Armee die Stellung: es ging ostwärts. Ein Durcheinander herrschte die ganze Zeit; von Anfang an ergaben sich Rotarmisten zuhauf, andere desertierten ins Hinterland.

Als der Frontabschnitt unserer Armee sich ganz auflöste, musste auch unsere Redaktion fliehen. Die Strassen waren mit späten zivilen Flüchtlingen und mit Armeeingehörigen vollgestopft, so dass wir unsere drei Pkw, zwei Lkw und den

Warum mich einer unserer Offiziere erschliessen wollte

schweren Speziallastwagen mit der Druckmaschine im Stich lassen mussten und zu Fuss gingen. Möglichst durch die Wälder und vorwiegend nachts, weil die Deutschen alles mit Bomben belegten. Die Versorgungsoffiziere teilten alle Vorräte an die Fliehenden aus. Wir wollten uns die 350 bis 400 Kilometer nach Moskau durchschlagen.

Die Stimmung war mies; unser Redaktor, Bataillonskommissar Bronstein, verbrannte aus Angst

(Fortsetzung auf Seite 7)

(Fortsetzung von Seite 6)

sein Parteibüchlein. Das Gefühl war verbreitet, die Sowjetmacht gehe ihrem Ende entgegen.

Unterwegs äusserte ich in einem Dorf, wo seinerzeit Napoleon mit einer Ansprache seine Truppen zum Marsch auf Moskau motiviert haben soll, in einer Gruppe von Offizieren:

«Vor Napoleon sind wir nicht so getürmt... Schämt ihr euch nicht, Genossen?»

Ein Armeoffizier zog darauf seinen Revolver aus der Halfter und hätte mich auf der Stelle umgebracht, wäre ihm nicht mein Kamerad in den Arm gefallen. Dann schrie er mich an:

«Du Lumpenhund, du! Willst du etwa für diese Judenfressen von Kommunisten kämpfen? Ich nicht, ich bin Russe, ich geh' doch nicht und prügeln mich für diesen georgischen Räuber und seine Jiddenkommisare!»

Mitte Oktober erreichten wir Moskau. Schon aus 10 Kilometern Entfernung sahen wir schwere Rauchschwaden über der Stadt stehen: die Tschekisten (Sicherheitsdienst) verbrannten ihre Archive, wie ganz Moskau wusste.

Die Hauptstadt bot ein Bild chaotischen Schreckens. Keine Obrigkeit mehr, Läden und Lager ausgeraubt, überall Ruinen zerbombter Häuser, betrunkene Soldaten in den Strassen — ich sah selber einen Weinkeller, die Fässer zerschlagen, zwei Rotarmisten im meterhohen Wein ertrunken.

Auf der Kommandantur hiess es, der Stab der Westfront existiere nicht mehr; der Kommandant war weg. Tausende von Offizieren und Soldaten wussten nicht wohin; die Zivilbevölkerung lief ebenfalls auseinander. Chaos herrschte auf Moskaus zehn Bahnhöfen. Kaum möglich, in einem Zug mitzukommen. Rotarmisten zerschos-

Das verschobene Datum der Rehabilitierung von Marschall Rokossowski

sen Waggonfenster und kletterten hinauf. Mit einigen Kameraden begab ich mich nach Petuschki, 40 Kilometer südöstlich von Moskau, wo laut Gerüchten ein Stab sein sollte. Wir fanden nichts dergleichen. Uebernachten konnten wir in der Hütte des Vaters von Unter-Politruk Wassiljew, der bei unserer Zeitung war.

«Jungs, bleibt mal hier», riet uns der Bauer. «Unter den Deutschen wird's nicht ärger als in diesem verfluchten Kolchos. Die versprechen sogar, uns den Boden zurückzugeben.»

Herausgefüttert und mit Machorka (Tabak) aus seinem Garten versehen, machten wir uns aber allesamt auf den Weg nach Kujbyschew, wohin die Regierung evakuiert worden war; wir unterstanden ja der Politischen Verwaltung. Mit Mühe und Not schafften wir die 850 Kilometer bis Ende Oktober.

In Kujbyschew erhielt ich Befehl, in der 62. Armee nordwestlich von Smolensk die Arbeit wieder aufzunehmen. Ich brauchte gut einen Monat, um dorthin zu kommen. Schon in der Nähe der Front, übernachtete ich einmal in einem Dorf, wo Rokossowskijs Stab stand; und zwar wurde ich mit dem Adjutanten des Generals einquartiert. Er vertraute mir an, wie die Karriere des Generals aussah: Zu Kriegsbeginn wie andere Armeeführer noch im KZ, hatte ihn Stalin schleunigst wieder in Amt und Würden berufen, als Not am Mann war. (Demgegenüber korrigierte Rokossowski in seinen Memoiren die

Fakten von «erste Juliwoche 1941» auf «1939».)

Meinen ersten Sold erhielt ich im Januar 1942; da kam die Armeebank an die Front und zahlte uns Korrespondenten 1200 Rubel pro Monat; der Redaktor bekam 1500 Rubel. Allerdings zog der Kassier gleich 10% «freiwillige» Kriegsanleihe ab. (Damals verdiente ein Arbeiter 500 Rubel, ein Meister 700, ein Arzt 1000.)

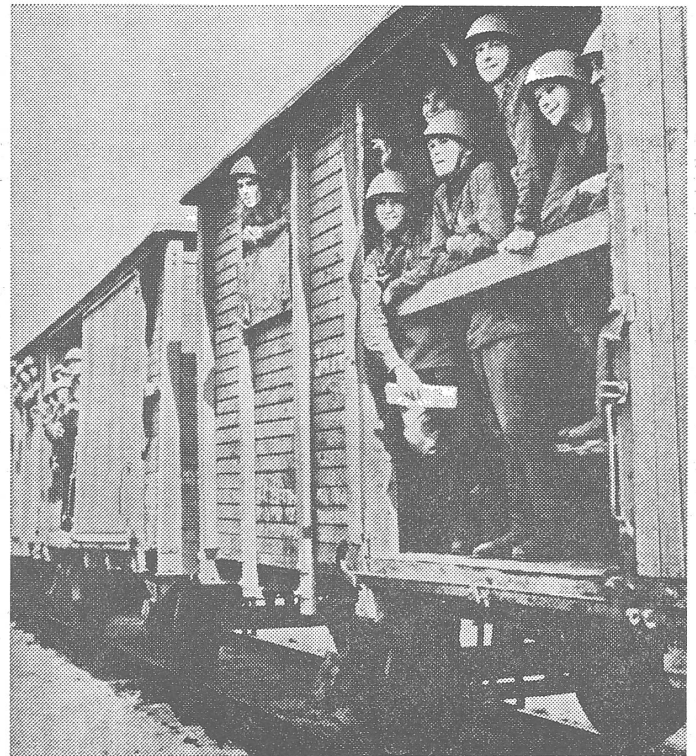
Vom November 1941 an hatte die Stimmung umgeschlagen. Da wurden nämlich sibirische Einheiten gegen die Deutschen geworfen, die bis wenige Kilometer vor Moskau vorgerückt waren. Dass sie die Stadt nicht einnahmen, wunderte

Die Wende kam mit den Sibirern

uns, da wohl zwei Wochen lang gar keine Verteidigung funktionierte. Alle Soldaten mit Front- bzw. Fluchterfahrung wurden aus Moskau entfernt, um weiter östlich neue Einheiten zu bilden — und um die neuen Truppen nicht demoralisieren zu können. Nun aber kamen die Sibirier auf den Plan und schlugen die Deutschen zurück; sie trugen zur Rettung des kommunistischen Regimes bei.

Nach Stalingrad hatte ich dann Feldmarschall Paulus zu interviewen und erwähnte ihm gegenüber auch, dass viele von uns bereit gewesen wären, die Deutschen anstelle des Stalinregimes hinzunehmen, da wir nicht glaubten, was unsere Presse über Hitler schrieb. Paulus sagte, er wünsche uns, dass wir die Freiheit noch erlangen würden:

«Dieser Sieg hat sie euch nicht gebracht... Es ist der überflüssigste aller Kriege in der Geschichte der Menschheit gewesen.»



Sommer 1941. Links: Einberufung der freiwilligen Volkwehr. Rechts: Abfahrt an die Front. Aus dem Bildband «Der Grosse Vaterländische Krieg 1941-1945», Moskau 1975.